

Poesie und Lesebuch

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

POESIE UND LESEBUCH

I.

Die literarische Jugendfürsorge ist ein Gebiet, auf welchem mehr als ein Standpunkt so richtig als unrichtig ist. Manche Forderungen und Folgerungen können daselbst durch ihre Gegenteilte ersetzt werden; Wirkungen und Gegenwirkungen kreuzen und verschlingen sich so schwer bestimmbar, so vielfältig und regelfeindlich, wie die kindliche Psyche selber es ist.

Warum unterscheidet sich unser heutiges Sekundarschullesebuch nicht stärker, als es tatsächlich der Fall ist, von seinen Vorläufern aus den 60er und 70er Jahren des verflossenen Jahrhunderts? Nicht so stark, als es bei den stattgehabten Änderungen im Bestand der Literatur, im Charakter der Jugend, im Walten pädagogischer Ängstlichkeiten zu erwarten stünde?

Ein Versuch, diese Frage zu beantworten, ruft einer Reihe von Gedanken, Erwägungen, Wünschen, Träumen.

Mit dem bereitwilligen Zugeständnis, dass sie von unfachmännischer Seite herrühren und auf mehr literarischer als pädagogischer Einsicht fußen, sollen sie mit dem Folgenden geäußert werden.

Konservative Haltung ist in einem Schullesebuch weise und geboten. Rückständigkeit ist ein nötiges Übel, bei näherem Zusehen oft überhaupt kein Übel. Literarische Vollendung ist verwehrt, da die künstlerisch fruchtbarsten Gegenstände sich verbieten. Ihr nahe zu kommen wäre innerhalb der geforderten Schranken nicht unmöglich. Das Übergewicht der speziell deutschen Dichtung ist zweckdienlich, wenn es auch heute nicht mehr unumgänglich ist. Die Rücksicht auf das geistige Mittelmaß unter den Schülern ist gerecht. Dass die wahren Interessenten des Buches, die Kinder, denen die Poesie einst eine Lebens- und Glücksfrage bedeuten wird, dabei zu kurz kommen, ist eine gelindeste allerdings der Ungerechtigkeiten, die den Idealveranlagten nicht erspart bleiben können.

Unzweifelhaft teilen Kind und Künstler einige und wichtige Wesensseiten miteinander. Beide besitzen sie Naivität und gläubige Seele. Überdies eignet dem begabten Kinde eine instinktive Witterung für die Kunst; es zeigt Misstrauen gegen ihre Scheinbilder,

Ersatzmittel, es lehnt ihre Tendenzen ab oder — Majestätsbeleidigung! — ihre belehrenden Tendenzen. So mögen beiläufig über fünfzig Jahre lang in den oberen Stockwerken der Kinderwelt die belehrenden Teile im Campeschen Robinson überschlagen worden sein.

Und doch kann anderseits nichts so sehr von einander abstehen als die geistige Halbwüchsigkeit auch der begabtesten Jugend und die wundervolle Reife des Menschengestes, welche in einem Kunstwerk ans Licht tritt. Von Natur wegen können Kind und Künstler sich nicht verstehen. Die vorgenannten Gleichheiten heben den Gegensatz nicht auf, wenn sie auch Brücken bauen, auf denen im glücklichen Einzelfalle das Kind viel weiter poesiewärts vordringt, als man gemeiniglich annimmt. Bis auf die eigentliche Pflanzstätte nämlich der Kultur, und der, keinem Menschen verwehrten, Lebensfreuden!

Wie unzugänglich, wie zugeknöpft zeigen sich doch im großen Ganzen die Dichter und Wohltäter alles dessen, was jung ist, der Jugend gegenüber! Wie wenig erziehungslustig die unvergleichlichen Erzieher der Menschheit! Mit der Gesamtheit ihres Werkes dienen sie der Heranbildung der Nation, im einzelnen wollen sie nicht schulmeistern. Sie gehen so sorglos vor, worin sie eben auch dem Kinde gleichen. Sie fürchten keinen Schein, sie kommen keinem Auffassungsvermögen entgegen, sie sind keiner landläufigen Meinung gefällig. Nicht gebieten lässt sich der Sänger! Sie sind so bar der Menschenfurcht, so frei von allen Hemmungen der Tradition, so nach eigener Façon selig, so gottlos, während sie, „dass noch der alte Gott lebt“, beweisen und, noch weiter mit Gottfried Keller zu reden, bei allen Göttern dieser Welt ein kleines Sümchen anlegen, wie wir es eben in der Schulstube nie und nimmer brauchen können. Zu dem allem tritt der schwere Tiefsinn, mit ihm die Symbolik, die Flexibilität der Vorstellungen, die Glut der Liebesleidenschaft, kommt, wie bei Keller, der nicht allein süße, sondern barocke, schrullenhafte Humor, kommt, wie bei Spitteler, der scharfe Spott, die Bitterkeit, die Sprachwillkür. Dazu gesellen sich die aufs äußerste gehende Plastik (Frey), das im guten Sinne gemeinte Raffinement (Meyer), die starke Konzentration der Sprache. (Meyer, Frey, Spitteler).

So kann, wer für die Jugend in den Garten der großen

Poesie pflücken geht, seine Ernte in der Schürze heimtragen. Das Kind freilich, für welches Schiller nicht passte, muss erst geboren werden. Goethe dagegen schon wieder kann dem Schullesebuche ohne etwas Mühe und einige Konzessionen nicht anbequemt werden. Ich erinnere an „Mignon“ und den auch schon vorhanden gewesenen „Fischer“. Vor der flutenden Erregung in Johanna Sebus steht das Kind befremdet, vor der adeligen Wehmut der Nachtlieder (Warte nur, balde —) verschüchtert. Es ist imstande, dem „Tage der Wonne“ ein erstes bestes Geibelsches Frühlingslied, dem holdseligen „Sänger“ des „Sängers Fluch“ vorzuziehen. Noch muss es ja, naturgemäß, die göttliche Simplizität für einen Mangel nehmen. Noch verwechselt es äußeren Glanz mit Seelenglanz, Rhetorik mit Erhabenheit. Mit vollkommener Läuterung ist ihm nicht gedient. Kampf interessiert es einstweilen mehr als Ruhe. Gewöhnlich wählt man fürs Schullesebuch auch diejenigen Gedichte Goethes, die sich, wie der „Treue Eckhardt“ und die „Wandelnde Glocke“ stofflich mit Kindern befassen. Tatsächlich musste sich aber ein Goethe zu dem Kindervolk seiner Zeit etwas tief herablassen; die Belehrungen, die den „Augustgen“ von damals taugten, verfehlen ihren Eindruck auf das Kind von heute. Und Goethe, dessen Stärke sonst das Gegenteil ist, redet hier zuviel. Er redet sich um den ersten ehrfürchtigen Eindruck, um die Unantastbarkeit, welche gerade ihm bei der Jugend gebührte.

Und dann, um zeitlich etwas abzuschweifen, was ist bei Mörike, dem Manne der Vollkommenheit, im Hinblick auf das Schulbuch für eine Untauglichkeit zu beklagen! Sie ist die Folge seiner Vorzüge: der wundervollen Überschwänglichkeit, der unendlichen Subtilität und absolut individuellen Prägung seines Gefühls, seiner Neigung zum Unheimlichen, Dämonischen. Seiner Gepflogenheit ferner, jeden Frühlingshügel, Fluss im Morgenstrahl, Sausewind-Brausewind mit den Fragen, Aufträgen, Geständnissen seines rastlos zärtlichen Herzens zu jeder Stunde zu bedrängen, betrauen, belasten, so dass diese rauschend bewegte, mit dem Nachtwind durch die Wiese laufende, im Waldesdickicht mit Quellenmund murmelnde Zeugenschar einer aufs äußerste gestiegenen menschlichen Gefühlsleistung dem Kinde wahrlich keine einfachen oder fasslichen Naturbilder übermitteln kann. Auch

seine süße Schalkheit schließt Mörike die Schulstube zu (der alte Turmhahn!). Und eines Kindersinnes kann dieser Dichter sich rühmen, den das gewöhnliche Kind überhaupt nicht aufbringt. („Elfe“.)

An der Wucht und Macht sodann von Annette Drostens Dichtung würde die kindliche Fassungskraft auch noch zerbrechen. Der „Knabe im Moor“ ist ja in Betracht zu ziehen, da er Kinderschicksal behandelt; nur ist schwer zu sagen, ob er, ängstigend, die Phantasie spornend, schadet oder nützt. Ein Motiv, welchem die großen Dichter Pathos zuwenden, ist die Auseinandersetzung, der Friedensschluss mit ihrer eigenen Jugend. Ihre Heilig- und Seligsprechung! Für das Verständnis noch junger Menschen fällt das naturgemäß dahin. Und dann schätzt oder kennt ja meist das „flüchtig Schülerkind“, wie Gottfried Keller sagt, sein Glück nicht; oder vielmehr, den harten Lebensgesetzen zur Folge: es erlebt es nicht.

So sollte es wohl Mittelsmänner zwischen der Jugend und der Poesie geben? Die Frage ist nicht zu verneinen. Hauptbedingung aber: sie dürfen das nicht mit ihrem Wissen und Willen gewesen oder geworden sein. Wer für die Jugend schreiben will, der soll in erster Linie nicht für die Jugend schreiben, urteilte Storm mit Recht. Hundert allweihnachtlich auftauchende, den Neujahrmorgen nicht erlebende, von der Jugend über die Achsel hinweg angeschaute Bücher bezeugen die Berechtigung dieser Mahnung.

Die genannten Mittelsmänner müssen an ihrem Ort und innerhalb ihrer Grenzen ganze Dichter gewesen sein. Wir können zum Beispiel, um sie zu finden, der Naivität, der Jugendlichkeit der Logik, Sprache und Vorstellungswelt, der einfachen Linie, der epischen Treuherzigkeit zeitlich rückwärts nachgehen. Wir müssen den Dichtern nach, die als Erwachsene von gestern den Halberwachsenen von heute zum Umgang eben taugen, sofern diese sie, wie z. B. die Bürger, Voss, vielleicht auch Herder, Hölty, Salis, Gellert, nicht schon ablehnen. Über die Schulfähigkeit des edlen Ludwig Uhland, über die pädagogische Zweckdienlichkeit der Kerner, Schwab, Eichendorff, Schenkendorff, Wilhelm Müller, Freiligrath, Platen, Chamisso, Rückert, Lenau, Geibel, Lingg, Heine (in kleiner Auswahl) ist kein Wort zu verlieren. Sie haben oben-

drein die Sangbarkeit, welche auch die Unbehilflicheren unter der Jugend poesiewärts gängelt. Und vor allen Dingen haben sie die Stoffe, mit welchen rheinauf- und abwärts beim Kinde angefangen werden soll.

Als wir in der Schweiz begannen, poetischer Schullesebücher zu bedürfen, lag die deutsche Poesie mit passenden und künstlerisch passend behandelten Gegenständen gebrauchsfertig: Tischlein, deck dich! Schweizerische Dichtung war ebenfalls vorhanden; sie befasste sich mit Stoffen, die hier, scheinbar, am dringendsten gefordert waren; aber sie war dichterisch unvollkommen. Unsere große schweizerische Poesie war, wenn auch vielleicht schon entstanden, dem Schulbuch noch unerreichbar, war ihm obendrein, zum Teil wenigstens, kaum geboren, schon entwachsen. Aus dem Allem ergab sich, dass das Schweizerkind des vorigen Jahrhunderts seinen Eintritt in die Poesie „auf deutsch“ machte und dass das Kind von heute dasselbe tut.

Heute liegt es ihm nämlich noch im Blute.

Hat die künstlerische Überlegenheit der deutschen Dichtung für die deutschen Stoffe geworben?

Oder hätten diese Stoffe um ihrer selbst willen, bei poetisch gleichem Range der deutschen und unserer Dichtung, bei den letzten Generationen der Schweizerjugend gesiegt?

Ich glaube das letztere.

Überall, auch bei uns also, trägt das poetische Interesse der Jugend Wanderschuhe. Die Zauber der Fremde sollen sich entfalten, damit die Silbersaite den berühmten bebenden ersten Ton von sich gebe. Doppelt gut dann natürlich, wenn in dieser Fremde Kaiser Rotbart lobesam reitet, Klein Roland den Riesen schlägt, in lindengekühlten Burghöfen die Fürsten tafeln und die Bettler lauschen, wenn im Dämmergrau der Dome die steinernen Kaiser und Sänger schlafen.

Die mittelalterliche Balladenwelt ist für das Poesielehrkind germanischer Zugehörigkeit nicht zu ersetzen. Die Ehrfurcht vor der Königskrone wird immer wieder mit ihm geboren. Für tausend kleine Schweizerbürger — und es werden einst die besten sein, denn es sind Idealisten — verblassen die Geschicke und Gestalten des Vaterlandes vor der Heerfolge und Herrlichkeit, an deren Spitze Siegfried und Hagen reiten.

Was übrigens in der langen Wartezeit auf unsere große vaterländische Dichtung Schiller mit seinem Wilhelm Tell für unsere schweizerische Jugend geleistet hat, dafür soll ihm ewig gedankt werden.

II.

Eine gewisse Vorherrschaft der ältern Dichtung ist also im Schullesebuch berechtigt. Sie kann aber auch zu weit gehen. Und hier sind im Hinblick auf unser zürcherisches Sekundarschullesebuch (Poetischer Teil) einige Erörterungen am Platze.

Die Zahl der vorgottfriedkellerischen Dichtungen ist in diesem Buche zu groß.

Sie könnte um ein Drittel reduziert werden, wobei man hauptsächlich, aber doch nicht ausschließlich, mit künstlerischen Maßstäben rechnen müsste. Warum nicht ausschließlich? Wir können, gerade in der Schulstube, die Poesie nicht von allen Lehrverpflichtungen im engern Sinne entbinden. Denn sie lehrt rasch und gut. Sie ist z. B. ein Sittenspiegel, auch wo dieser Spiegel nicht mit Vorbedacht und Fleiß geschliffen wird, wie vom alten Voss und seinen Zeitgenossen. Sie vermittelt kulturhistorische Kenntnisse. Es ist durchaus erklärlich, dass wir uns in den deutschen Bürgerkreisen um 1770 so genau auskennen. Unser Schullesebuch hat dafür gesorgt: „Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens.“ Etwas gelangweilt nahmen wir's auf, aber es saß nicht destominder. — „Einst hat ein Schneider große Pein; der Staatsrock sollte fertig sein.“ „Zu beissen hatt' er oft sehr wenig, doch war er froher als ein König. Und seiner hellen Stimme Kraft durchdrang die ganze Nachbarschaft,“ (Johann, der muntere Seifensieder.) „Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot: Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!“

Kulturbilder wären ja allerdings auch in Hermann und Dorothea zu holen. Und unser Lesebuch gibt auch einen Teil aus dieser Dichtung, den Zug der Vertriebenen. Mit Recht ist, was die kleineren Geister auf diesem Gebiete leisteten, darum nicht ausgeschlossen; sie sind, da das bürgerlich häusliche Detail ihnen herzlich wichtig ist, hier die eigentlich Berufenen, während Goethe sich doch eher herablässt.

Ferner: eine Dichtung von Herder kann künstlerische Mängel besitzen. Aber sie ist bestrahlt vom Namen ihres Schöpfers und

sie widerleuchtet ihn ethisch. „Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn“, spricht Herder. Ein Gedicht von Herder wirbt für die Tugend, es befruchtet mit Heiligkeit. Wer wollte die Lessing und Klopstock an der Schwelle der Schulstube ästhetischen Aufnahmsprüfungen unterziehen? Ethische und literarhistorische Rücksichten sind in der literarischen Jugendfürsorge am Platz.

Zu kostbar aber ist in einem Schullesebuch der Raum für der Vergangenheit angehörende Gedichte, sollten auch Pietätsgründe für sie plädieren, wenn sie keine originellen Zeitbilder vermitteln, wenn sie keine heute nicht mehr mit ähnlichen Akzenten aufzubringenden ethischen Unterweisungen enthalten, wenn sie nicht aus literarhistorischen Rücksichten unumgänglich notwendig sind. Wenn sie nicht an lyrischer Naturbetrachtung und epischer Vergangenheitsdarstellung leisten, was heute, wo Gefühl und Anschauung sich kompliziert haben, nicht mehr so geleistet werden kann. (Claudius, Uhland, Eichendorff!)

Die Dichtungen folgender Männer könnten oder sollten vielmehr zugunsten guter neuer Dichtungen aus dem zürcherischen Sekundarschullesebuche verschwinden: Krummacher, Houwald, Giesebrecht, Sal. Tobler, Fröhlich (nicht die Fabeln, sondern „Aus Ulrich Zwingli“. Es gibt bessere Zwinglidichtungen.), K. E. Ebert, Kinkel (zum Teil), Sturm, Bässler, Bartsch, Schönenberger, Brassel, Löwenberg, Zürcher, Holtei, Scherr, Bornhauser, Wackernagel, Gall. Morell, Oser, Bänninger, Roquette, Corrodi, Kübler, E. Zie C. Heimann.

Eine Wendung nach neuen Gebieten hin, selbst wenn sie künstlerisch mit den alten nur gleichwertig wären, würde wohl-tätig sein. Denn die generationenweise Fesselung an die gleichen Gegenstände züchtet in der Poesieauslegung einen die Kraft der Lehrer lähmenden Schematismus. Wie viel individuelles Leben er schon erstickt hat, kann wohl ermessen werden. Und dann die unheilvolle Verdoppelung ins Negative: Schematismus auf Dichtungen angewandt, die ihrerseits nicht leben! Die Dichtungen der oben genannten Verfasser besitzen ja Gesinnungstüchtigkeit. Aber derselbe Vorzug eignet auch der wirklichen Poesie und diese, weil sie als wirkliche Poesie *lebt*, besitzt dann die überzeugende und die befeuernde Macht.

Es ist auch noch das folgende zu bedenken: Eine unvoll-

kommene poetische Anthologie ist vom Übel. Aber niemand ist gezwungen, sich eine solche zu kaufen. Für sein Schullesebuch kann der Mensch nichts; er wählt es nicht und kann sich seiner nicht erwehren. Es ist eine Schicksalsfügung für ihn. Sie zum Guten zu lenken ist eine der fruchtbarsten Geistestaten, die es gibt. Ferner, nun wir eine poetische Spiegelung des Weltbildes im schweizerischen Geiste erlebt haben, dürfen wir, was dem Kinderauge davon taugt, ihm nicht vorenthalten. Eine möglichst frühe Ehrenrettung seiner heimatlichen Stoffe, der landschaftlichen und der historischen, sind wir dem Kinde denn doch schuldig. Lassen wir einmal vor ihm aufflammen die Leidenschaft der Freude an der Heimat (Gottfried Keller), die Leidenschaft des Opfermutes für die Heimat (Adolf Frey), weisen wir ihm das Haus zum Schweizerdegen, wo die zweiundzwanzig Schilde blitzen, die durch Duft und Reif über Gräber wandelnde Freiheit, den Zinntanz der todgeweihten Helden von Grandson, oder vielleicht das weiße Spitzchen, das hinter unserer heimatlichen Seebläue zur Wanderfahrt ruft.

Was gilts, die Nüchternheit der vaterländischen Stoffe wird ihm von heute auf morgen zur grauen Sage werden.

Nicht dass die neuere Poesie, deutschen und schweizerischen Ursprungs, in unserem Sekundarschullesebuch fehlte! Sie ist, wenn nicht reichlich, so doch schön und gut vertreten. Das Nordmännerlied aus Ekkehard und der Einzug Fridolini aus dem Trompeter sind freudig zu begrüßen; bei Storm und Mörike ist das Mögliche geholt. Ott, Zahn, Heyse, Widmann, Vögtlin, Lilienkron, Greif, Gustav Falke sind vorhanden. Leuthold widerfährt zu viel Ehre. Warum steht von Fontane nicht „Archibald Douglas“ an der Stelle von „John Maynard“? John Maynard ist gut, aber es trifft die Kinderseele zu hart. „Schloss Eger“ mit seiner wundervollen historischen Düsternis würde beglücken und „Wo Bismark liegen soll“ wegen des Hinweises auf den im Sachsenwald harrenden Widukind mächtig anregen.

Es ist eine erhabene Pflicht, eine feierliche Mission und eine schwer zu lösende Aufgabe, der Jugend Gottfried Keller zuzuführen. Das Kind kann Gottfried Keller nicht verstehen; wohl aber kann es ihn ahnen. Und so reich ist dieser Dichter, dass selbst nach Wegfall alles dessen, was von seinem ganz eigent-

lichen Wesen einem kindlichen Leser verborgen bleiben muss, er immer noch, man darf es wohl so sagen, mit Engelszungen zu ihm reden kann.

Der Verfasser unseres Lesebuches hat sich mit Gottfried Keller recht gut abgefunden. „Gruß der Sonne“ und „Abendlied an die Natur“ sind etwas zu schwer verständlich, aber mit den Stücken aus dem Feueridyll, mit „Sommernacht“, „Schlafwandel“, „Bergfrühling“, „Ufenau“, mit „Waldlied“, „An das Vaterland“ und dem Abschiedslied an Christian Heusser ist sehr richtiges herbeigezogen. Es könnten, wenn man, was in bezug auf Keller dringend geboten ist, auf die sehr begabten Schüler Rücksicht nehmen will, noch einige weitere seiner Dichtungen im Lesebuch stehen.

Auch Conrad Ferdinand Meyer, bei welchem zwar auch, besonders mit den Stücken aus Hutten, durchaus passend gewählt ist, dürfte reichlicher vertreten sein. Bei Meyer, was seine Gedichte betrifft, könnte man die Frage beinahe so stellen: was passt *nicht* für die Jugend?

Carl Spitteler und Adolf Frey sind im zürcherischen Sekundarschullesebuch nicht vertreten. Es ist dies um so schwerer begreiflich, als diese Dichter vor zwanzig Jahren schon mit ihren Gedichten hervorgetreten sind. Gerade ihnen gebührte, von ihrem künstlerischen Range abgesehen, im Schullesebuch ein Ehrenplatz; Spitteler wegen der unentwegten, geistvollen und warmen Parteinahme für die Jugend, die sich fast durch alle seine Werke hindurch zieht, Frey, weil er die vaterländische Poesie aus den Banden des Konventionellen, vom Mackel der Nüchternheit, die sie zum Schaden der Jugend so lange trug, befreit hat. Die alte schweizerische Heldentreue in die Verklärung durch die Kunst rückend!

Anßer den schon vorhandenen könnten die folgenden Schöpfungen unserer großen Schweizerdichter im zürcherischen Sekundarschullesebuche stehen:

Gottfried Keller: „Wegeliied“, „Für ein Gesangfest im Frühling“, „Gedächtnis an Wilhelm Baumgartner“, „In Duft und Reif“, „Herbstnacht“, „Jung gewohnt, alt getan“, „Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee“, „Ein Festzug in Zürich 1856“.

C. F. Meyer: „Schillers Bestattung“, „Schwarzschattende Kastanie“, „Fingerhütchen“, „Im Spätboot“, „Auf Goldgrund“,

„Requiem“, „Einem Tagelöhner“, „Schutzgeister“, „Der Reisebecher“, „Nach der ersten Bergfahrt“, „Die Zwingburg“, „Ich würd' es hören“, „Das weiße Spitzchen“, „Die Schlacht der Bäume“, „Abschied von Korsika“, „Der Gesang des Meeres“, „Der Stromgott“, „Der Gesang der Parze“, „Die Söhne Haruns“, „Die Gaukler“, „Thibaut von Champagne“, „Kaiser Friedrich der Zweite“, „Der gleitende Purpur“, „Kaiser Sigmunds Ende“, „Lutherlied“, „Hussens Kerker“, „Die Zwinglikantate“.

Adolf Frey: „An das Vaterland“, „Heldenzeit“, „Höhenfeuer“, „Das Kornfeld“, „Die Hut des Richters“, „Die Engelmesse“, „Friedrich der Große“, „Brandolf von Stein“, „Heinrich des Löwen Tod“, „Savonarolas Abschied“, „Zinnentanz“, „Dank der Toten“, „Heimweh“, „Am Rüsthaus“, „Wildrosen“, „Im März“, „Valerius Poplicola“, einige der „Freiharstbubenlieder“, Teile aus „Erni Winkelried“, Stücke aus den Bundes- und Zürcherfestspielen, z. B. „Die Geächteten von Morgarten“, „Im Laupenstreit“, „Die Frauen und Jungfrauen bei der Belagerung von Zürich durch Herzog Albrecht“, „Zwingli beim Aufbruch nach Kappel“, „Die Ankunft der Locarner in Zürich“.

Spitteler: „Der Wanderer“, „Die Schneekönigin“, „Zwei Züge“, „Aurora“, „Der Cid und die Fee“, „Die tote Erde“, „Hassau, der Barbar“, „Abt Chilperich und die Schreiber“, diese oder jene Morgen- oder Sturmlandschaft aus dem Olympischen Frühling. Die „jodelnden Schildwachen“ würden wahrscheinlich missverstanden, was zu bedauern ist. „Die Glockenjungfern“ setzen zuviel Schulung an der modernen Phantasiekunst voraus.

Die relativ stattliche Zahl dieser Titel scheint der Tatsache, dass die Poesie der Jugend schwer zugänglich ist, zu widersprechen. In Wahrheit ist sie durch die epischen Neigungen unserer Schweizerdichter und ihren Zug zur Historie zu erklären.

In vollkommener Hingabe an ihre epischen Stoffe und die in der Balladenwelt gültigen Geistesgesetze respektierend, entäußern sich unsere Dichter hier eines Teiles ihrer modernen Persönlichkeit. Nur damit rücken sie dem Verständnis junger Leser wieder etwas näher. Auch in den vorgeschlagenen Lyrika ist, für eine jugendliche Auffassung wenigstens, ein Teil der Bedeutung ans bildlich Stoffliche gebunden, sodass sie Stützpunkte hat.

Frey sowohl als Meyer geben Balladen, welche der Jugend ihre durch die ältere deutsche Poesie geweckten Vorstellungen von der historischen Vergangenheit mächtig vertiefen, innig verfeinern und in die herrlichsten Farben tauchen würden. Man denke nur an die sprachlichen Mittel dieser Dichter!

Vielleicht wären Dialektgedichte von Frey und Lienert in unserem Lesebuch angebracht. Zwar trägt die Mundart für die Jugend keinen Nimbus; sie steht ihr zu nahe. Die einfache Innigkeit, die schlichten Stoffe, welche das Dialektgedicht verlangt, bedeuten ihr noch zu wenig. Niemals wird das Kind Hebel nach Gebühr verehren. Er muss schon Geisterbesuch oder eine die silberne Kunkel drehende Tochter des Waldquells aufbieten, um seine Gunst zu gewinnen. Aus den mundartlichen Naturliedern, kleinen Tierstücken, Kinderliedern und poetischen Erzählungen Lienerts wären entzückende Beiträge ins Schulbuch zu holen.

Ein Sekundarschullesebuch, welches innerhalb der ihm gesetzten Grenzen, an allen künstlerischen Quellen schöpfte, würde auch ein Volksbuch ersten Ranges werden.

Zum Schlusse möchte ich ausdrücklich betonen, dass es mir in erster Linie nicht um einen kritischen Gang durch das zürcherische Sekundarschullesebuch zu tun war. Aber ich konnte meine Anschauungen und Begehren nicht ins genügende Licht rücken, ohne das Buch zu beleuchten, das uns am nächsten liegt. Nicht Kritik ist mein Amt, nicht Tadeln mein Begehren. Ich möchte bloß diejenigen, die die Hand am Pfluge haben, anrufen und bitten, sich dieser Dinge anzunehmen und unseren Kindern poetische Lektüre zu verschaffen, die sie befördert und beglückt.

ANNA FIERZ



DER ZÜRCHER GOETHEFUND

Der Planet Neptun wurde zuerst berechnet und nachher entdeckt. Nicht anders kennt man sich heute in Goethes Werken so gut aus, dass der ursprünglichen Fassung des „Wilhelm Meister“, ob sie auch bislang verborgen geblieben war, recht gut ihr Platz angewiesen werden konnte; man wusste von Zeitgenossen